

Triumph des Herzens

BEI DENEN, DIE IHN LIEBEN,
FÜHRT GOTT ALLES ZUM GUTEN

Röm 8, 28

PDF - Familie Mariens

16. Jg (IV) 2008

Nr. 90

Die verwandelnde Kraft christlicher Liebe

P. Paul Maria Sigl

Wenn wir durch Medien täglich mit Gewalt und Verbrechen konfrontiert werden und am Bildschirm beinahe schon live Terroranschläge und Naturkatastrophen miterleben, dann ist es auch für einen Christen nicht immer leicht, auf die vorwurfsvolle Frage zu antworten: „Wo war da Gott?“ Und doch dürfen wir uns - koste es, was es wolle - das einzig wahre Gottesbild, das Jesus selbst uns geoffenbart hat, durch nichts und niemanden verdunkeln lassen: Gott ist nur Liebe und Barmherzigkeit. In Seiner unendlichen Vaterliebe will Er nur unser Glück, unser Bestes.

Gott will das Leiden nicht

Ebenso wenig, wie Gott die Sünde wollte, will Er deren Folgen: Leiden, Krankheit und Tod. Es ist also niemals Gott, der uns ein Krebsleiden, Hungersnöte, Kriege, einen Autounfall, Arbeitslosigkeit oder sonst eine Not schickt. Es ist die Abkehr der Menschen von Gott und die nicht bereute Sünde, die das Leidvolle in der Welt bewirken.

Wenn wir in unserem Egoismus ohne Gott entscheiden und handeln, geben wir der Sünde

immer mehr Raum in unserem Leben und somit Satan immer mehr Macht. Diese Macht nützt er erbarmungslos aus, um uns auf jede nur denkbare Weise zu schaden und wenn möglich zu vernichten.

Davon sprach auch die Gottesmutter in ihrer Botschaft vom 25. Januar 1991 in Medjugorje: „Satan ist stark und möchte nicht nur Menschenleben zerstören, sondern auch die Natur und den Planeten, auf dem ihr lebt.“

Gott straft nicht, Er korrigiert

Selbst wir Christen erliegen immer wieder der Versuchung zu denken, es sei Gott, der das Leiden schickt, um uns zu strafen. Aber nein, ganz im Gegenteil! Der Vater sandte als Antwort auf die Sünden der Menschheit nicht

Strafe über Strafe, sondern Seinen Sohn.

Was wie eine Strafe Gottes aussieht und auch in der gebräuchlichen religiösen Sprache als solche bezeichnet wird, ist das Unheil, das Menschen durch ihre Gottlosigkeit, durch ihre Hinwendung

zum Bösen - wie Egoismus, Habgier, Unversöhnlichkeit und Ehrgeiz - über sich selbst, über Schuldige und Unschuldige bringen. Denken wir nur an die Babylonische Gefangenschaft im Alten Testament, den Zweiten Weltkrieg oder an

Aids. Das alles wollte Gott eigentlich verhindern! Es ist also vielmehr Selbstbestrafung, deren Gott Sich dann in Seiner unendlichen Barmherzigkeit bedient, um uns zu korrigieren, zur Einsicht zu bringen und zur Umkehr zu führen.

Er nahm all unsere Leiden auf Sich

Als Erlöser machte Jesus die Leiden aller Menschen aller Zeiten zu den Seinen, indem Er sie auf Sich nahm, sie mit Liebe durchtränkte und dem Vater als Opfer darbrachte. Obwohl die ungerechte Hinrichtung des Gottmenschen das größte Verbrechen aller Zeiten war, verwandelte es Jesus durch Seine unendliche Liebe in ein Sühneopfer vor dem Vater und gleichzeitig in eine nie versiegende Gnadenquelle für uns Menschen. Seine Liebe ist eine erlösende Liebe, eine geopfert Liebe, die sich bis in den Tod gab, um uns so das

ewige Leben zu schenken. Unser Leiden, seinen Sinn und seine miterlösende Kraft können wir nur im Blick auf unseren Erlöser am Kreuz und die Schmerzensmutter wirklich verstehen. Denn dort offenbart sich, dass die Macht des Bösen nur durch die Liebe und das in Liebe aufgeopferte Leiden besiegt werden kann. Deshalb sind wir als Christen aufgerufen, das Leiden so wie Jesus und Maria anzunehmen, zu tragen, aufzuopfern und fruchtbar zu machen. Nur so können wir - vereint mit ihnen - das Böse besiegen.

Der Christ leidet anders

Es ist eine Tatsache, dass jeden Menschen - ob gläubig oder ungläubig - irgendwann einmal ein Leid trifft. Die weitverbreitete Meinung, über Christen breche häufiger Unglück herein als über Andersgläubige oder Ungläubige, ist nicht wahr! Denn fragen wir Leidgeprüfte nach ihrem Glauben, werden wir sehen, dass die meisten von ihnen nur wenig oder überhaupt nicht glauben. Der Christ leidet also nicht mehr und auch nicht weniger, aber er leidet anders. Menschen, die keinen Glauben haben, reagieren in ihrer inneren und äußeren Not oft verbittert, sie lehnen sich dagegen auf, resignieren oder verzweifeln. Der Christ hingegen, der aus dem Glauben und dem

Gebet Kraft und Trost schöpft, vermag selbst als Leidgeprüfter ergehen und im Frieden zu bleiben. Oft hilft ihm dabei ein flehentliches Stoßgebet wie: „Jesus, aus Liebe zu Dir!“ oder „Jesus, ich gebe mich Dir hin, Sorge Du!“ Der Christ weiß, dass Gott ihm besonders in schweren Stunden nahe ist und ihm hilft, das anvertraute Kreuz zu tragen. Er lebt im lebendigen Bewusstsein, dass Jesus ihn ganz persönlich bittet, Schmerzen und Nöte mit Seinem Erlöserleiden zu vereinen und aufzuopfern, damit sie so zum Segen für ihn und für andere werden. Nur ein Christ, kein Moslem oder Buddhist, hat dieses tröstliche und beglückende Verständnis!

Bei denen, die ihn lieben, führt Gott alles zum Guten

Der Christ darf außerdem davon überzeugt sein, dass hinter allem, was in einem Menschenleben geschieht, Gottes liebende Vorsehung steht: Alles Freudvolle und Schöne ist uns von Gott geschenkt, von Ihm gefügt; aber auch alles Schmerzvolle, das Er zulässt, ist letztlich in Seiner erbarmenden Liebe geborgen. Auch ein gläubiger Mensch empfindet das Leid, das ihn trifft, zuerst als Unheil. Auch er kann nicht mit dem Verstand ergründen, warum Gott es zulässt, dass sein unschuldiges Kind behindert ist, die Ehe zerbricht oder ein geliebter Mensch tödlich verunglückt. In solchen Momenten ist auch der Christ in seinem Glauben an den liebenden

Gott herausgefordert. Die leidvolle äußere Situation bleibt auch für ihn bestehen, wie sie ist. Auch er kann sie nicht ändern, aber er kann sie annehmen und aufopfern. Alles hängt von seiner inneren Haltung ab: Das Leiden kann ihn von Gott trennen oder aber aufs Innigste mit Ihm vereinen.

Über diese Erfahrung schrieb die hl. Faustyna in ihrem Tagebuch: „Ich will im Geiste des Glaubens leben. Alles, was auf mich zukommt, nehme ich als Gabe des liebenden Willens Gottes an, der aufrichtig mein Glück will“ (1549). Auf diese Weise wird das Leid zu einem Segen.

Selbst schwere Schuld verwandelt Gott in Gnade

So provokant es klingen mag: Selbst wenn jemand durch seine Leidenschaften an sich selbst oder anderen schwer schuldig geworden ist, kann Gott in Seiner Barmherzigkeit diese leidvolle Situation verwenden, um ihr einen miterlösenden Wert zu geben. D. h. ich kann Gott nicht nur die schwere Schuld reuevoll ins Herz legen, sondern ich kann Ihm sogar die katastrophalen Folgen meiner Sünde anvertrauen und aufopfern. Voraussetzung dafür ist natürlich eine aufrichtige Reue, die Bitte um Vergebung und das Bemühen, all das wiedergutzumachen, was in meiner Kraft steht. Dann geht auch aus selbstverschuldetem Leid

für alle Betroffenen Segen und Gnade hervor. Der hl. Franz von Sales sagt so treffend: „David wäre nie so demütig gewesen, wenn er nicht gesündigt hätte; auch Maria Magdalenas Liebe zu ihrem Herrn würde sich ohne die vorhergegangene Sünde nie zu solcher Höhe aufgeschwungen haben.“ Das ist natürlich kein Freibrief zur Sünde, sondern vielmehr ein Lobpreis auf die Barmherzigkeit Gottes, die bei denen, die Gott lieben, alles zum Guten führt. Die folgenden Beispiele sollen uns helfen, die verwandelnde Kraft der Liebe tiefer zu verstehen, so dass auch wir in jeder Lebenslage ein liebevolles Ja sprechen können.

Der heilige Apostel Irlands

Während das Christentum in Europa durch die Wirren der Völkerwanderung (375-568) daniederlag, blühte in den Klöstern Irlands, auf der „Insel der Heiligen“ mitten im Atlantik, das christlich-kulturelle Leben. Um 600 brachen von dort Mönche auf, die dem Festland, von Island bis Oberitalien, ganz neu das Evangelium und die verlorengegangene lateinische Bildung brachten. Kirchen und Klöster wurden gebaut, Schulen und Bibliothekengegründet. Auch uns Germanenvölkern erwiesen iroschottische Missionare wie Columban, Gallus, Fridolin, Kilian und Virgil unschätzbare Dienste. Doch niemals hätte all dieser Segen von Irland ausgehen können, wäre die „Grüne Insel“ nicht schon zuvor durch den heiligen Bischof Patrick (385-461) bekehrt worden, den Gott auf höchst ungewöhnlichem Weg zu dieser Mission berufen hatte.

Der spätere Irlandapostel Patrick stammte von der großen Nachbarinsel Britannien, das im 4. Jh. zum Römischen Reich gehörte und das Christentum als Staatsreligion hatte. Als getaufter, freier römischer Bürger wuchs Patrick in einer wohlhabenden britischen Adelsfamilie auf. Sein Vater Calpornius war angesehener römischer Ratsherr und Diakon. In Meeresnähe lag der Sommerlandsitz der Familie, und an diesem Ort trug sich 401 jenes Drama zu, das Patricks Leben für immer eine Wende geben sollte. In seinem „Bekenntnis“, seiner „Confessio“, die zu den großen Selbstbiographien der Weltliteratur gehört, schrieb er im hohen Alter: „Ich war etwa 16 Jahre alt, als ich von unserer Besetzung zusammen mit Tausenden anderen nach Irland in die Knechtschaft verschleppt wurde, wie wir es verdienten, denn wir hatten uns von Gott abgewandt und unseren Priestern nicht gehorcht.“

Von irischen Seeräubern gewaltsam aus der Geborgenheit des Elternhauses herausgerissen, fand sich Patrick allein in der Fremde unter einem heidnischen Volk wieder, dessen Sprache er nicht verstand. Als rechtloser Sklave wurde er weit ins Landesinnere verkauft, wo er auf den unwirtlichen Bergen Westirlands Schafe hüten musste. Doch in dieser Zeit des Unglücks, inmitten von Einsamkeit und Heimweh, fand

Patrick Gott - und Gott fand Patrick. Er selbst schrieb darüber: „Im Land meiner Knechtschaft gewährte mir Gott eine große Gnade, denn Er öffnete mir das Herz, und ich wurde mir meines Unglaubens bewusst. Bis zu der Zeit, da ich gezüchtigt und durch täglichen Hunger und Entblößung wirklich gedemütigt wurde, glaubte ich nicht an den lebendigen Gott, sondern war in Tod und Unglaube. Ich war wie ein Stein, der in tiefem Schlamm lag. Doch wenigstens jetzt erkannte ich meine Sünden und wandte mich Gott zu. Und Er schaute auf meine Erniedrigung und hatte Mitleid mit meiner Jugend. In Seiner Barmherzigkeit hob Er mich auf und tröstete mich wie ein Vater seinen Sohn.“

So begann der leibeigene Hirte, auf den Hängen des Slemish vertraut mit Gott zu sprechen. „Tagsüber betete ich an die hundert Gebete und ebenso viel des Nachts ... Täglich erhob ich mich schon vor Sonnenaufgang zum Gebet, und trotz Schnee, Frost und Regen wurde ich doch nicht krank, denn der Geist wärmte mich innerlich. Mehr und mehr wuchs mein Glaube, und ich begann Gott zu lieben.“ In diesen sechs Jahren der Sklaverei und inneren Bekehrung konnte der Herr in Patricks Herz das grundlegen, was ihn später zum unermüdlichen Missionar unter den Iren werden ließ. In seiner Lebensbeschreibung heißt es weiter: „Eines Nachts hörte ich im

Traum eine Stimme, die zu mir sprach: ‚Es ist gut, dass Du fastest. Bald wirst Du in Dein Vaterland zurückkehren.‘ Und etwas später sagte die Stimme: ‚Siehe, Dein Schiff liegt bereit!‘ Aber es lag nicht nahe, sondern 300 km entfernt; und ich war nie dortgewesen und kannte keinen Menschen. Ich verließ also den Mann, bei dem ich sechs Jahre gearbeitet hatte, und wanderte furchtlos in der Kraft Gottes, der meinen Weg zum Guten lenkte, bis ich jenes Schiff erreichte, das segelfertig im Hafen lag.“

Als der Kapitän den offensichtlichen Flüchtling um keinen Preis an Bord nehmen wollte, machte sich Patrick betend auf den Rückweg zu seiner Hütte. Da lief ihm einer der Schiffsleute nach und rief: „Komm schnell, wir nehmen Dich mit!“ Vielleicht hatte der Kapitän deshalb seine Meinung geändert, weil er beeindruckt gesehen hatte, wie gut der 22-jährige Mann mit den Windhunden umzugehen verstand, aus denen die Schiffsladung bestand. Noch am selben Tag wurden die Anker gelichtet, doch das Schiff kam von der geplanten Route ab und landete nach drei Tagen mit den heidnischen Schiffsleuten an der durch Germaneneinfälle völlig verödeten Küste Galliens, dem heutigen Frankreich.

Auch darüber schrieb Patrick: „28 Tage durchstreiften wir verlassene Gegenden, und weil die Mannschaft nichts mehr zu essen hatte und hungrig war, sagte der Kapitän zu mir: ‚Wie ist es, Christ, Du behauptest, Dein Gott sei groß und allmächtig? Warum betest Du dann nicht für uns, die wir nahe daran sind, hungers zu sterben?‘ Da entgegnete ich ihnen: ‚Bekehrt Euch ehrlich und aus ganzem Herzen zu meinem Gott, auf dass Er Euch heute noch Nahrung schickt ... Denn Ihm ist nichts unmöglich, und überall hat Er im Überfluss.‘“ Tatsächlich tauchte in diesem Moment eine Schweineherde vor ihnen auf, und alle konnten sich satt essen; sogar die Windhunde bekamen ihren Anteil. Von da an waren Patrick und sein Gott bei den Seeleuten hochgeschätzt, so dass sie den nützlichen jungen Mann noch längere Zeit bei sich behielten, ehe sie ihn schließlich in seine britische Heimat entließen.

Die Eltern schlossen ihren verloren geglaubten

Sohn übergelukkig in die Arme, baten ihn jedoch vergeblich, bei ihnen zu bleiben. Denn in einer nächtlichen Vision wurde Patrick seine eigentliche Berufung geoffenbart: „Ein Mann namens Victoricius kam aus Irland zu mir. Er trug unzählige Briefe bei sich, von denen er mir einen übergab. Der Anfang des Briefes lautete: ‚Die Stimme der Iren.‘ Und während ich laut diese ersten Worte las, war es mir, als hörte ich die Stimme jener Leute, die nahe dem Westmeer lebten, wie aus einem Munde rufen: ‚Wir bitten Dich, komm und wandle wieder unter uns!‘ Das traf mich mitten ins Herz, so dass ich nicht weiterlesen konnte.“

Von diesem Moment an verstand Patrick es als seinen missionarischen Auftrag, als Priester in das Land seiner einstigen Gefangenschaft zurückzukehren, um das heidnische Volk der Iren zum christlichen Glauben zu führen. Zunächst galt es jedoch, die mangelnde Schulbildung nachzuholen. So verbrachte er lange Jahre bei Mönchen in Gallien und Italien, bis ihn der hl. Bischof Germanus im Kloster von Auxerre in Burgund zum Diakon weihte und er dann auch die Priesterweihe empfing. Mit 47 Jahren konnte Patrick 432 als neugeweihter Bischof endlich mit 24 Gefährten nach Irland aufbrechen. „Einzig um das Evangelium zu künden“, schrieb er, „kehrte ich zu jenem Heidenvolk zurück, dem ich einst nur knapp entronnen bin. Ich machte mich zum Sklaven Christi für sie.“ Wie gut war er doch schon damals als Verschleppter auf diese Mission vorbereitet worden! Hatte er nicht als Hirtenknabe die keltische Sprache der Iren erlernt, und kannte er nicht ihre Sitten und Bräuche wie kein anderer?

Patrick fand sein Wirkungsfeld vor allem im Norden und Westen, aber auch in der Mitte der „Grünen Insel“, die bei seiner Ankunft im tiefsten Heidentum steckte und von der römischen Zivilisation praktisch unberührt geblieben war. „Ich wanderte unter vielen Gefahren selbst in abgelegenste Gegenden, wo vor mir noch nie ein Glaubensbote hingekommen war“, schrieb er in seinen Aufzeichnungen. Durch Paukenschläge rief der Wanderapostel das einfache Volk auf freiem Feld zusammen, um dann in leicht verständlichen und glühenden Worten über den

christlichen Glauben zu sprechen. Dabei traf der Missionar auf ungewöhnliche Offenheit und Bereitschaft bei der Bevölkerung, so dass Irland als einziges Land Westeuropas ohne das Vergießen von Märtyrerblut christianisiert werden konnte.

Im Jahr 444 wurde Bischof Patrick von Papst Leo dem Großen als oberster Hirte Irlands bestätigt. Dennoch hatte der Heilige viele Feinde und musste mit seinen Begleitern oftmals um sein Leben bangen. „Täglich erwarte ich, entweder getötet oder durch Verrat gefangengenommen und in die Sklaverei geführt zu werden. Ich wohne hier unter Barbarenstämmen als Fremder und Heimatloser, nur aus Liebe zu Gott“, heißt es in seiner „Confessio“.

Immer wieder versuchten eifersüchtige Druidenpriester, im ganzen Land das Volk gegen ihn aufzuhetzen, und ähnlich dem hl. Paulus war es auch Patrick nicht fremd, ausgeraubt und misshandelt zu werden. Dennoch gelang es ihm während seines Wirkens, Irland von allen Häresien zu befreien. So zerstörte er einmal sogar eigenhändig das Standbild des Götzen Crom Cruach und erbaute an seiner Stelle eine große Kirche.

Die Persönlichkeit und Ausstrahlung dieses zielstrebigem Mannes muss ausgesprochen anziehend und sein Auftreten sehr überzeugend gewesen sein. Sein Bemühen galt immer zuerst den Fürsten und Häuptlingen der jeweiligen Stämme. Denn war es ihm gelungen, die Führenden und Edlen des Landes für das Christentum zu begeistern, ließen sich auch deren Untergebene taufen.

Wohin Patrick auch kam, die Jugend folgte ihm in Scharen: „Die Söhne und Töchter der Stammesfürsten sieht man als Mönche und Jungfrauen Christi“, konnte er zufrieden über jene schreiben, die seine treuesten Helfer und Stützen der Mission wurden. „Sie folgen Christus, auch wenn ihre eigenen Eltern nicht damit einverstanden sind. Sie nehmen sogar Verfolgung und unverdiente Vorwürfe vonseiten ihrer Väter und Mütter hin, und ihre Zahl wächst sogar noch! Auch wenn es ihnen verboten wird, bleiben sie trotzdem weiterhin standhaft in der

Nachahmung Christi!“ Nicht umsonst hatte Patrick von Anfang an besonderen Wert auf die Beständigkeit der Bekehrung jedes Einzelnen gelegt, um erst dann eigenhändig Tausende zu taufen. Ebenso hatte er sich erfolgreich bemüht, dem Volk in kürzester Zeit eine blühende irische Priesterschaft und sogar erste einheimische Bischöfe zu schenken.

Aber auch Patrick blieb ein Mensch. „Gott weiß, wie sehr ich es mir manchmal wünschte, nach Britannien zu reisen, um meine Heimat und meine Familie zu sehen“, schrieb er ehrlich, „aber es war der Herr, der mir aufgetragen hatte, für den Rest meines Lebens hierherzukommen, und so ziehe ich es vor, in Irland zu bleiben, bis ich sterbe.“ Dieses Lebensopfer machte sich bezahlt!

Innerhalb seiner 30 Missionsjahre bekehrte sich die gesamte irische Insel und nahm den christlichen Glauben an! Da es keine Städte gab, hatte Patrick das Land mit blühenden Klöstern übersät, denen er die kirchliche Organisation übertrug. Beim Bau von Kirchen und Kapellen legte er nicht selten selbst Hand an. Schulen entstanden, und das lateinische Alphabet wurde eingeführt. Irland hatte sogar als erstes Land Westeuropas eine kirchliche Sprache und auch Literatur in der eigenen, irischen Landessprache. Klöster und Abteien wurden bald zu berühmten Zentren der Frömmigkeit, Wissenschaft und Kunst, so dass junge Männer vom europäischen Festland aufbrachen, um auf der „Insel der Heiligen und Gelehrten“ Bildung zu empfangen.

Als der Irlandapostel mit 76 Jahren starb, war seine Mission ein einzigartiger Erfolg, und das Fundament für die katholische Kirche Irlands war gelegt! „Es war nur recht, die ‚Netze auszuwerfen‘ ... und es war unsere Pflicht, gut und fleißig zu ‚fischen‘“, hatte Patrick bescheiden geschrieben. Und in der Tat, er hatte gut ‚gefischt‘! Dennoch empfand er sich selbst stets als „Gottes großer Schuldner“, der sein „Bekenntnis“ mit den Worten schloss: „Nie soll jemand sagen, dass ich, Patrick, ein Sünder, in meiner Beschränktheit je auch nur etwas Kleines zur Freude Gottes vollbrachte. Vielmehr sollen alle wissen, dass es Seine Gnade war.“

Das war für Dich!

*Im 13. Jh. musste der junge italienische Advokat
Jacopone da Todi auf dramatische Weise erfahren, dass Erfolg
und Reichtum nicht das Glück des Lebens ausmachen.
Erst ein sogenannter „Schicksalsschlag“ ließ ihn ein ganz neues
Leben beginnen, das ihn sogar zur Heiligkeit führte.*

Der ebenso gerissene wie ehrgeizige Rechtsanwalt Jacopone (1230-1306) aus der Adelsfamilie der Benedetti hatte es schon in jungen Jahren in seiner Heimatstadt Todi in Umbrien zu Geld und Ansehen gebracht. Mit 37 Jahren heiratete er 1267 die bildschöne Grafentochter Vanna di Bernardino di Guidone, und sein Glück schien perfekt.

Jacopone liebte seine junge Ehefrau auf seine selbstbezogen-weltliche Weise abgöttisch und stellte sie bei glanzvollen Festen stolz wie einen kostbaren Besitz vor. Vanna hingegen, eine sehr gläubige und edle Seele, litt unter all dem oberflächlichen Treiben. Da ihrem Gemahl wenig an Religion und Wohltätigkeit lag, konnte Vanna Armen und Notleidenden nur heimlich helfen. Im Übrigen hieß es, sich ganz der mondänen Lebensweise ihres Ehemannes anzupassen, der sich geschmeichelt fühlte, wenn seine Gattin allseits Bewunderung erregte und die Leute dem schönen Paar auf der Straße nachschauten! Umso härter traf ihn nach nur einjähriger Ehe der völlig unerwartete Tod Vannas.

Jacopone hatte in Todi ein glänzendes Festspiel vorbereitet, und seine Frau musste als Königin des Tages prächtig gekleidet bei den geladenen Edeldamen auf der Ehrentribüne sitzen. Plötzlich brach die Tribüne krachend zusammen, und neben anderen Gästen wurde auch Vanna unter Brettern und Balken begraben. Doch nur sie allein sollte sterben. Als der verzweifelte Jacopone seine Frau endlich aus den Trümmern bergen konnte und ihr das Brokatkleid öffnete, um ihr das Atmen ein wenig zu erleichtern, sah er zu seiner Bestürzung, dass sie unter dem Prunkgewand ein rauhes Bußhemd trug.

Fassungslos vernahm er die letzten Worte, die ihm die Sterbende mit brechender Stimme zuflüsterte: „Das war für Dich!“

Erschüttert über Vannas geheimes Büberleben, musste ihr Mann feststellen, dass er das innere, wahre Wesen des ihm am nächsten stehenden Menschen überhaupt nicht gekannt hatte! Jacopone machte sich an ihrem Sarg bitterste Vorwürfe, und furchtbare Gewissensbisse quälten ihn. Dabei bestand nicht die geringste Möglichkeit der Wiedergutmachung! Sein bisheriges Lebensglück brach in diesen Stunden völlig zusammen.

Trost und Frieden fand Jacopone in seinem Reueschmerz erst, als er sich der Schmerzensmutter unter dem Kreuz zuwandte. Im Blick auf ihr durchbohrtes Herz und ihr Leid war es ihm, als würde sie ihm, dem Sünder - ähnlich wie seine sterbende Vanna - mütterlich zusprechen: „Das war für Dich!“ Erst aus dieser dankbaren Liebe zur Mater Dolorosa heraus schöpfte Jacopone die Kraft zu einer radikalen Bekehrung. Er gab seine glänzende Karriere auf und verteilte sein Vermögen an die Armen. Als Laie trat er dem Dritten Orden der Franziskaner bei und tat in seiner Heimatstadt Todi während der folgenden zehn Jahre öffentlich Buße. Dabei fand er keine Demütigung zu groß und machte sich in seinem Reueschmerz freiwillig zum Gespött aller.

Schließlich bat Jacopone um Aufnahme in den Orden der Minderbrüder des hl. Franziskus, in dem er ab 1278 sein strenges Büberleben fortsetzte und zeitlebens als einfacher Laienbruder die niedrigsten Dienste tat. Sein tiefster Kummer bestand nun aber darin,

dass der Herr und die Schmerzreiche so wenig geliebt wurden. Ihnen zu Ehren verfasste Jacopone da Todi während seiner 28 Klosterjahre herrliche Verse, die ihn zu einem der bedeutendsten mittelalterlichen Dichter

machten. Als wahrer geistiger Sohn des Armen von Assisi, der Gottes wunderbare Schöpfung in seinem „Sonnengesang“ verherrlichte, wurde auch Jacopone zu einem der berühmtesten italienischen Verfasser religiöser Lobgesänge.

*Christi Mutter stand mit Schmerzen bei dem Kreuz
und weint' von Herzen, als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer, schneidend
unter Todesschauer, jetzt das Schwert des Leidens ging.
Welch ein Schmerz der Auserkornen,
da sie sah den Eingebornen, wie Er mit dem Tode rang.
Angst und Jammer, Qual und Bangen,
alles Leid hielt sie umfassen, das nur je ein Herz durchdrang.
Wer könnt' ohne Tränen sehen
Christi Mutter also stehen in so tiefen Jammers Not,
wer nicht mit der Mutter weinen,
seinen Schmerz mit ihrem einen, leiden bei des Sohnes Tod?
Ach, für seiner Brüder Schulden sah sie Ihn die Marter dulden,
Geißeln, Dornen, Spott und Hohn.
Sah Ihn trostlos und verlassen an dem blut'gen Kreuz erblassen,
ihren lieben, einz'gen Sohn ...*

Sein zweifellos schönster Hymnus ist das ergreifende „Stabat mater“, „Christi Mutter stand mit Schmerzen“. Diese innige Sequenz zu Ehren der Mater Dolorosa kam aus der

Tiefe seines mitfühlenden Herzens und trug unvergleichlich viel zur Verbreitung der Verehrung der Schmerzensmutter bei.

Wer Mich ehrt, den werde Ich ehren!

Auch wenn der „verkaufsoffene Sonntag“ heute beinahe schon Tradition zu sein scheint, so bleibt für uns Christen der Sonntag doch der Tag des Herrn, an dem die Arbeit ruht und wir aufgerufen sind, am Gottesdienst teilzunehmen, sofern wir nicht durch einen wichtigen Grund entschuldigt sind.

„An einem Sonntag laufe ich nicht!“, sagte der schottische Leichtathlet Eric Liddell (1902-1945), ein tiefgläubiger Christ, der einen heroischen Verzicht leistete, um aus Liebe zu Gott am Sonntag am Gottesdienst teilnehmen zu können.

Eric Liddell, der Sohn eines protestantischen Missionars aus Schottland, lebte bis zu seinem sechsten Lebensjahr in der chinesischen Hafenstadt Tianjin. Dann wurde er von seinen Eltern nach England geschickt, um dort zur Schule zu gehen und das College zu besuchen.

„Gott hat mich schnell gemacht!“, sagte der talentierte Leichtathlet von sich selbst, blieb dabei aber „ganz ohne Stolz und Eitelkeit“, wie sein Rektor bezeugte. Als „schnellster Läufer Schottlands“ nutzte Eric seine Popularität, um auch für Gott Zeugnis abzulegen.

Ab 1920 studierte Eric an der Universität in Edinburgh, wo der Sport weiterhin eine wichtige Rolle in seinem Leben spielte. Er lief Rennen in der Universitätsmannschaft und wurde 1924 mit neuer Rekordzeit erstmals britischer Meister im 100- und 200-m-Lauf. Damit qualifizierte sich der Spitzensportler für die Olympischen Sommerspiele in Paris, bei denen er ungewöhnliche Sportgeschichte schreiben sollte.

Als es nämlich hieß, der Vorlauf zum 100-m-Rennen finde an einem Sonntag statt, verzichtete der bekennende Christ schweren Herzens auf den Start in seiner Spezialdisziplin, für die er so hart trainiert hatte. Die Nachricht, dass der große Favorit nicht starten würde, schlug wie eine Bombe ein. Weder die Aussicht auf eine Goldmedaille noch die Äußerung des enttäuschten Großbritanniens, er sei ein „Landesverräter“, konnten Eric umstimmen. „Sonntag ist Ruhetag, so möchte es Gott von mir!“, sagte er entschlossen und ging am Sonntag,

mit Gott und sich selbst im Frieden, statt zu den Olympiavorläufen in die Pariser Innenstadt, um dort in der Schottischen Kirche zu predigen. Am Tag des Rennens war Liddell auf der Zuschauertribüne, als sein Landsmann Harold Abrahams Gold für England im 100-m-Sprint holte. Ohne jede Spur von Neid freute er sich mit dem Sieger und gratulierte ihm herzlich.

Dann aber folgte eine weitere Überraschung. Wieder war Eric Liddells Name auf allen Titelseiten der Zeitungen, denn sein Teamkollege Lord Andrew Lindsay hatte ihm unerwartet seinen Startplatz für den 400-m-Lauf überlassen. Obwohl lange Distanzen bisher nicht Erics Stärke gewesen waren, nahm er das Angebot an, weil weder die Vorläufe noch das Rennen auf einen Sonntag fielen. Kurz vor dem Finallauf steckte jemand Eric einen Zettel zu, auf dem in Anlehnung an die Bibelstelle aus dem Buch Samuel geschrieben stand: „Wer Mich ehrt, den werde Ich ehren“ (vgl. 1 Sam 2,30b).

Zum Erstaunen der Zuschauer, Trainer und Sportkollegen gewann Eric Liddell nicht nur den 400-m-Lauf, sondern brach noch dazu den bisherigen Weltrekord! Der Goldmedaillengewinner selbst, jetzt überall „the flying Scotsman“, „der fliegende Schotte“ genannt, sagte später darüber: „Das Geheimnis meines Erfolges lag darin, dass ich die ersten 200 m so schnell wie möglich lief. Dann, mit Gottes Hilfe, lief ich die nächsten 200 m noch schneller!“

Als ein halbes Jahrhundert später der Schotte Allan Wells 1980 bei der Olympiade in Moskau

die 100-m-Goldmedaille gewann, widmete er diesen Siegeslauf Eric Liddell und ehrte damit seinen Landsmann, der mehr für jenen Lauf berühmt geworden war, bei dem er nicht angetreten war, als für jenen, bei dem er Gold gewonnen hatte!

1925, kaum ein Jahr nach seinem Olympiatriumf in Paris, schloss Eric Liddell mit 23 Jahren sein Studium ab und kehrte nach China zurück. Dort trat er für 20 Jahre als eifriger Missionar und Pastor in die Fußstapfen seines Vaters. Als 1937 der Japanisch-Chinesische Krieg ausbrach, wurde Eric 1943 in ein japanisches Internierungslager gebracht, in dem er zwei

Jahre später, im Alter von nur 43 Jahren, an einem Gehirntumor starb.

Ein Mitgefangener, Stephen Metcalf, bezeugte über seinen Freund: „Liddell war ein großer Olympiachampion, der alles aufgab, um christlicher Lehrer für die Jugend Chinas zu werden. Mir persönlich schenkte er im Lager zwei Dinge: Im Winter überließ er mir für meine nackten Füße seine abgenutzten Rennschuhe. Doch das Beste, was Eric mir gab, war sein ‚Staffelstab‘ der Verzeihung, denn er lehrte mich, unsere Feinde, die Japaner, zu lieben und für sie zu beten.“ Metcalf kam übrigens frei und war 40 Jahre lang Missionslehrer in Japan.

Die Ereignisse rund um den Olympiasieg Eric Liddells wurden unter dem Titel „Die Stunde des Siegers“ so überzeugend verfilmt, dass der Kinofilm 1982 mit vier Oscars ausgezeichnet wurde.

Von Sklavenjägern geraubt

Wie beim hl. Patrick im 5. Jh., so sehen wir auch im Leben von Josefine Bakhita (1869-1947) im 20. Jh., wie Gott trotz eines Verbrechens alles zum Guten zu wenden vermag. Papst Johannes Paul II. sprach die Afrikanerin im Jahr 2000 heilig und nannte sie „unsere universale Schwester“.

In der kleinen Ortschaft Olgossa im Südsudan wuchs Bakhita glücklich mit drei Brüdern und zwei Schwestern auf, ehe sie um das Jahr 1878 von arabischen Sklavenjägern geraubt wurde: „Ich war etwa neun Jahre alt, als ich eines Morgens mit einer Freundin abseits vom Dorf über die Felder spazierte. Plötzlich kamen zwei Fremde auf uns zu. Einer packte mich grob mit einer Hand, während er mit der anderen ein Messer aus seinem Gürtel zog. Er drückte es mir zwischen die Rippen und befahl mit herrischer Stimme: ‚Wenn Du schreist, stirbst Du! Folge uns!‘ Versteinert vor Schreck, konnte ich weder schreien noch weinen.“ Nie mehr sollte sie ihre Familie wiedersehen! Durch den Schock

der Entführung konnte sie sich weder an die Namen ihrer Angehörigen noch an ihren eigenen erinnern. So nannten sie die Sklavenjäger ironisch „Bakhita“, „die Glückliche“.

Fünfmal wechselte das Mädchen in den nächsten Jahren auf Sklavenmärkten seine Besitzer. Schrecklich gefoltert und verdemütigt, durchlitt sie am eigenen Leib die Härte der Sklaverei, ohne jedoch missbraucht zu werden, so dass sie später sagte: „Die Gottesmutter hat mich beschützt, noch ehe ich sie kannte.“ Mit 14 Jahren wurde sie vom italienischen Konsul Callisto Legnani in Khartoum gekauft, wo sie erstmals gut behandelt wurde. „Der neue Herr schlug mich nicht und ließ mich auch nicht auspeitschen. Und ich

begann Gott zu lieben, ohne Ihn zu kennen.“
Als der Konsul 1885 nach Italien zurückkehrte, nahm er die mittlerweile 16-jährige Bakhita mit und schenkte sie der Familie Michieli als Kindermädchen für ihre kleine Tochter Mimmina. Die beiden wurden drei Jahre später den Canossianischen Schwestern in Venedig zur Erziehung anvertraut. Dort lernte Bakhita endlich jenen Gott kennen, den sie schon als Kind im Herzen gespürt hatte, ohne zu wissen, wer Er war. „Wenn ich Sonne, Mond und Sterne sah, fragte ich mich oft: ‚Wer ist wohl der Eigentümer all dieser herrlichen Dinge?‘ Und in mir war eine große Sehnsucht, Ihn zu sehen, Ihn zu kennen und Ihm Ehre zu erweisen.“

Ohne lesen oder schreiben zu können, hörte die beinahe 20-Jährige aufmerksam beim Katechismus zu. „Ich ‚trank‘ die christliche Lehre und war so glücklich, als ich hörte, dass Gott meine Leiden gesehen hatte.“ Am meisten aber faszinierte sie, dass sie Gottes geliebte Tochter war. Oft lief sie tagsüber zur Katechetin und vergewisserte sich: „Bin ich wirklich Tochter Gottes? Ich, eine ehemalige Sklavin, eine Schwarze? Und Er liebt mich, obwohl ich Ihm nichts zu geben habe?“ Nach einigen Monaten Katechumenat empfing die 21-Jährige 1890 am selben Tag die Hl. Taufe, die Hl. Firmung und die Hl. Erstkommunion. Sie erhielt den Taufnamen Josefina. Auch später sah man sie noch oft den

Taufbrunnen küssen, wobei sie dankbar sagte: „Hier machte mich Gott zu Seiner Tochter!“ Obwohl es zur damaligen Zeit mehr als ungewöhnlich war, eine Schwarze in einen Orden aufzunehmen, durfte Bakhita drei Jahre später doch bei den Canossianerinnen eintreten.

Ab 1902 diente sie im Kloster von Schio (Norditalien) 45 Jahre lang als Näherin, Köchin, Sakristanin und Pförtnerin. Im Gehorsam musste sie in ganz Italien in überfüllten Kirchen und Sälen über ihr dramatisches Leben erzählen, das sie auf geheimnisvollen Wegen zur Freiheit, zu Gott und zur Berufung geführt hatte. Weithin als „nostra Madre Moretta“, als „unsere kleine schwarze Mutter“ bekannt, gewann sie mit ihrem stets freundlichen Lächeln voll Demut und Güte die Herzen aller. Die letzten Jahre Mutter Bakhitas waren von langer, schmerzhafter Krankheit geprägt. Doch auf die Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie stets humorvoll: „So wie es der Herr will.“ Die Agonie war für die 78-Jährige wie ein erneutes Durchleben der furchtbaren Tage der Sklaverei, so dass sie die Krankenpflegerin wiederholt anflehte: „Löse mir die Ketten, sie sind so schwer!“ Am 8. Februar 1947 war es dann Maria, die Sr. Josefina Bakhita von jeder Last befreite. Strahlend hauchte die Sterbende: „Wie bin ich glücklich! Die Gottesmutter, die Gottesmutter!“

*„Wenn ich jenen Sklavenhändlern begegnen würde,
die mich geraubt haben, und auch jenen, die mich gefoltert haben,
so würde ich niederknien und ihnen die Hände küssen,
denn wäre dies nicht geschehen,
so wäre ich jetzt nicht Christin und Ordensschwester.“*

Mit Vertrauen und 200 Dollar

Als Mutter Angelica, eine Schwester der „Armen Klarissinnen der Ewigen Anbetung“, 1961 von Ohio aufbrach, um ganz im Süden der USA, in Birmingham/Alabama, als Äbtissin das Kloster „Unserer Lieben Frau von den Engeln“ aufzubauen, hätte sie nie gedacht, dass sie einmal als Gründerin von „EWTN“, der weltweit größten katholischen Fernsehstation, zur „einflussreichsten Katholikin Amerikas“ werden würde, wie „Time Magazin“ feststellte.

Bereits in den 60er Jahren hielt Mutter Angelica in ihrer persönlichen, sehr volksnahen Art unzählige Vorträge über katholische Spiritualität, um dem einfachen Mann und den Leidenden den unverfälschten Glauben nahezubringen. Als die begeisterten Zuhörer auch Kopien dieser Vorträge wünschten, tippten sie die Schwestern im Konvent ab, um sie dann zu drucken und zu versenden. Daraus entstanden die bekannten „Minibüchlein“ und insgesamt 57 Bücher. Viel mehr Menschen konnte Mutter Angelica erreichen, als ihre unternehmungsfreudigen Schwestern Anfang der 70er Jahre das Nähzimmer des Klosters zu einem Aufnahmestudio für Audiokassetten umfunktionierten, und noch mehr, als sie im Radio zu sprechen begann.

Wie es jedoch dazu kam, dass Mutter Angelica einen eigenen Fernsehsender gründete, ist eine erstaunliche Geschichte, die letztendlich Gottes Vorsehung fügte. Als die Äbtissin im März 1978 in Chicago erstmals ein topmodernes Satellitenfernsehstudio betrat, war sie überwältigt von dem Gedanken, dass dadurch eine nahezu unbegrenzte Zahl von Menschen erreicht werden kann. „Gott, so eines würde ich gerne haben!“, betete sie spontan. Nur einen Monat später stand Mutter Angelica schon vor der Kamera! Ihre erste Videoserie „Our Hermitage“, „Unsere Einsiedelei“, wurde für das Christian Broadcast Network des evangelischen Fernsehpredigers Pat Robertson in Birmingham aufgezeichnet.

Als sie jedoch wenige Monate später erfuhr, dass diese Fernsehstation beabsichtigte, im

November 1978 eine Serie namens „The Word“, „Das Wort“, auszustrahlen, in der die Gottheit Jesu geleugnet wurde, stellte Mutter Angelica Generalmanager Smith im Studio zur Rede, der verärgert erwiderte: „Ich sehe keinen Grund, warum wir das Programm wegen einer Person ändern sollten. Oder wollen Sie mir vorschreiben, was ich senden kann und was nicht?!“ Daraufhin entschied die 55-jährige Ordensfrau kompromisslos und ohne zu zögern: „Ich habe nie gesagt, wie Sie Ihren Sender führen sollen, aber wenn Sie diesen blasphemischen Film ausstrahlen, werde ich meine Programme nicht mehr hier produzieren und senden.“ Zornig kam die Frage: „Glauben Sie denn, dass es Gott kümmert, was wir hier unten machen?“ Nun stand Mutter Angelica auf und betonte, während sie zur Tür ging: „Ja, es kümmert Ihn - und mich auch!“ Da schrie ihr der aufgebrachte Generalmanager wütend nach: „Wenn Sie hier weggehen, werden Sie nie wieder im Fernsehen sein, denn Sie brauchen uns!“ Mutter Angelica drehte sich nochmals um und erwiderte fest: „Nein, ich brauche Sie nicht! Ich brauche nur Gott! Ich werde meine eigenen Kameras kaufen und mein eigenes Studio einrichten!“ - „Das können Sie niemals!“, kam es zurück. „Wir werden ja sehen!“, entgegnete sie.

Bedrückt fuhr Mutter Angelica mit ihren Begleitern zurück ins Kloster, wo sie sich erschöpft auf einen Stuhl fallen ließ und ihren Schwestern erzählte: „Ich sagte dem Mann, wir würden unser eigenes Studio aufbauen, und dabei weiß ich nicht einmal, wo ich damit beginnen soll!“

Die kleine Gemeinschaft überlegte hin und her, bis plötzlich einigen die Idee kam: „Die Garage! Mutter, lass uns aus der Garage ein TV-Studio machen!“ Und schon eilten alle zwölf Schwestern hinter das Kloster, wo Arbeiter gerade mit dem Bau einer neuen Garage für den Konvent beschäftigt waren. Mutter Angelica wandte sich an den Bauleiter: „Nelson, du musst mir ein Fernsehstudio bauen.“ Dieser glaubte nicht recht zu hören: „Klar, Mutter, machen wir! Sagen Sie mir nur wie, ich verstehe nämlich nichts von einem Fernsehstudio.“ „Ich verstehe auch nichts davon, aber um das geht es nicht. Wir werden eines einrichten! Wir müssen nicht alles wissen; wenn wir Gott haben, tun wir’s einfach!“, war ihre entschlossene Antwort. Von diesem Moment an entfaltete sich das Fernsehstudio in der Garage des Klosters, auch wenn die meisten dem Projekt kaum sechs Monate gaben. Selbst Freunde zweifelten: „Und was ist, wenn es fehlschlägt?“ Doch da konterte Mutter Angelica humorvoll: „Dann haben wir die bestbeleuchtete Garage in ganz Birmingham!“ Sie selbst aber, die keine Ahnung von Fernstechnologie hatte, blieb stets fest überzeugt: „Auch wenn wir armselig und mittellos waren, war ich mir sicher, dass dies ein wunderbares Instrument in der Hand Gottes war und dass ich einen neuen Weg der Evangelisierung einschlug.“

Gerne dachte sie Jahre später an diese Anfangszeiten zurück: „Wir hatten nie ein Budget oder eine Pfarrei, die uns half. Wir begannen mit 200 Dollar und machten einfach weiter. Wir wollten auch nie Gewinne machen. Es ist ein Werk Gottes. Er hat es geplant, Er hat uns geführt, Er hat für uns gesorgt und uns beschützt. Niemand kann sagen: ‚Die Schwestern haben das vollbracht‘, denn wir konnten es nicht. Ich dachte, wir machen nur ein paar Programme, denn es gab sonst weithin keine katholischen Sendungen. Wie überrascht war ich, als sich alles derart entwickelte. Nie hätte ich gedacht, dass es so groß und so schön werden würde! Ich versuchte nur immer, auf den Herrn zu hören.“

Bald hatte Mutter Angelica in ihrem „Garagenstudio“ erste Programme produziert, die Ende 1979 bei Lokalsendern ausgestrahlt

wurden. Was aber sollte aus all den vielen anderen Neuproduktionen werden? „Mutter, Sie müssen über Satellit senden“, riet ihr jemand, und sie antwortete: „Satellit, das hört sich gut an. Was ist das?“ Sie ließ sich über moderne Satelliten-Technologie aufklären, und nur knapp zwei Jahre später wurde das Unmögliche möglich: Ab 15. August 1981 strahlte „Mother Angelicas Eternal Word Television Network“ (EWTN) bereits täglich vier Stunden Satelliten-TV an 60 000 Haushalte aus. Im Herbst 1987 wurden zehn Millionen (!) Haushalte erreicht. 1991 strahlte man erstmals den TV-Rosenkranz und die tägliche Hl. Messe aus, die in der Kapelle des neuen Studios von vielen Mitarbeitern von EWTN besucht wird, wie auch den Barmherzigkeitsrosenkranz in der Heiligen Stunde.

P. Federico Lombardi, der Pressesprecher des Heiligen Stuhls, betonte 2006: „Dadurch, dass EWTN die Live-Übertragungen von Papstreisen, Bischofsernennungen, Selig- und Heiligsprechungen ... mittlerweile auch in die entferntesten Regionen der Welt ausstrahlt und anderen Sendern zur Verfügung stellt, haben unzählige Menschen die Möglichkeit, den Heiligen Vater auch aus der Ferne zu begleiten. So konnten über EWTN mehr als 300 Millionen Haushalte den Weltjugendtag 2005 in Köln und die ereignisreiche Zeit um den Tod von Johannes Paul II. sowie die Amtseinführung von Benedikt XVI. am Bildschirm miterleben.“

27 Jahre nach seiner Gründung erreicht heute das rein aus Spenden finanzierte größte religiöse Mediennetzwerk mit seinem englischen und spanischen 24-Stunden-Programm mehr als 123 Millionen Haushalte in 140 Ländern der ganzen Welt, um die Lehre und Schönheit der katholischen Kirche modern und ansprechend für Groß und Klein durch Fernsehen, Radio und Internetübertragungen zu verbreiten!

„Wir gehen dorthin, wo uns die Türen geöffnet werden“, betonte Mutter Angelica immer wieder, und besonders ihre Mitarbeiter können bis heute bezeugen, wie viel Segen aus EWTN hervorgeht. Nicht selten sind es auch eigene Verwandte, die

zur Kirche zurückkehrten, nachdem sie „Mother Angelica Live“ gesehen hatten. Briefe, Anrufe und E-Mails aus aller Welt zeigen, dass manche durch das Anschauen einer EWTN-Sendung sogar vom Selbstmord abgehalten wurden; andere wieder konvertierten zum katholischen Glauben, den sie durch ein EWTN-Programm näher kennengelernt hatten. Wiederholt hatten Sterbende im Krankenhaus nur mehr den einen Wunsch, noch ein letztes Mal mit ihren Angehörigen und EWTN den Rosenkranz zu beten. Auch schicken immer wieder glückliche Mütter Babyfotos jener Kinder, die sie nicht abgetrieben haben, nachdem sie Sendungen von

EWTN gesehen hatten. Wie viele depressive Menschen, Drogenabhängige, Kranke und Leidende sich persönlich bei Mutter Angelica für die erfahrene Hilfe bedankt haben, weiß nur sie allein oder überhaupt nur Gott!

Seit dem Jahr 2000 hat sich Mutter Angelica in ihr Kloster Hansville zurückgezogen, wo sie im April 2008 den US-Besuch von Papst Benedikt XVI. über EWTN aufmerksam mitverfolgte. Der letzte Tag der Papstreise fiel genau auf Mutter Angelicas 85. Geburtstag, und es war ihr schönstes Festtagsgeschenk, den Heiligen Vater das Hl. Messopfer zelebrieren zu sehen.

EWTN bietet auch in Europa täglich ein Programm in deutscher Sprache an, das über den EU-TELSAT- Satelliten Hotbird 6 (13° Ost), Frequenz 11585 MHz (vertikal) kostenfrei empfangen werden kann. Darüber hinaus ist EWTN bereits in einigen Regionen über Kabelfernsehen zu empfangen. (Info: www.ewtn.de - Tel. 0049/(0)228/934941-60 - Fax 0049/(0)228/934941-65)

Blind und doch sehend

„Gott benützte meine Blindheit, damit ich manches lasse, um Wichtigeres zu finden. Er benützte meine Blindheit, um mich vieles klarer sehen zu lassen.“

Mit diesen Worten begann uns P. Benoît Marie Ette im Mai 2008 aus seinem Leben zu erzählen, über die Kindheit in Afrika und über seine Erblindung, die ihn nach und nach zu einem wahren Gottliebenden werden ließ und ihn zu einem glücklich-erfüllten Priestertum führte.

Am 22. Mai 1960 kam ich in Abidjan an der Elfenbeinküste zur Welt und wurde auf den Namen Emmanuel getauft. Mit meinen neun Geschwistern wuchs ich in einer frohen Familie auf. Meine Mutter war sehr sanft, und als erstgeborener Sohn war ich der ganze Stolz meines Vaters, eines Hafensbeamten.

Mit neun Jahren wurde ich allerdings ein sehr schwieriges Kind. Unter dem schlechten Einfluss älterer Jungen begann ich zu rauchen, die Schule zu schwänzen und stattdessen ins Kino zu gehen, was meine große Leidenschaft war. In den folgenden zwei Jahren sah ich an

die 100 Filme! Um an das nötige Kinogeld zu kommen, verkaufte ich mit meinen Freunden auf dem Markt Fische, die wir im Hafen heimlich gefangen hatten, oder entwendete daheim Geld. In der Schule ging es steil bergab, und zu Hause gab es Schläge, aber umsonst! Zwar war ich noch nicht auf der schiefen Bahn, aber doch auf dem besten Weg, kriminell zu werden.

Schließlich schickten mich die Eltern 1971 in die 150 km entfernte Stadt Tiassale zur Schule. Meine Erziehung übernahm ein Bekannter, der so streng war, dass ich in vielem aus purer Angst gehorchte. In dieser Zeit verschwand Gott aus

meinem Leben. Er wurde bedeutungslos. „Warum zur Hl. Messe und zum Katechismusunterricht gehen, das ist Zeitverschwendung!“, dachte ich. Im Mai 1972 geschah dann das, was mein Leben für immer verändern sollte: Ich wurde blind. Früher schon, mit neun Jahren, hatte ich durch falsche Medikamentenbehandlung auf einem Auge die Sehkraft verloren. Als ich aber an diesem Morgen aufwachte, sah ich plötzlich auch auf dem anderen Auge fast nichts mehr! Ich erschrak sehr, sagte aber den ganzen Tag über nichts. Am Abend saß ich mit weit aufgerissenen Augen vor dem Fernseher, um wenigstens noch Umrisse zu erkennen, als mich die Frau, bei der ich wohnte, fragte: „Was ist los mit dir?“ „Ich sehe nicht gut“, war meine kurze Antwort. Am folgenden Tag vermochte ich in der Schule an der Tafel nichts mehr zu lesen; nur im Sonnenlicht nahm ich noch Schatten, Farben und Bewegungen wahr. Der Besuch beim Augenarzt war umsonst, und trotz genauester Untersuchungen blieb die Ursache meiner Erblindung ebenso im Dunkel wie ich.

Als blinden 12-Jährigen schickte man mich vier Wochen später von Tiassale nach Hause. Mama weinte vor Mitleid und Schmerz wie bei einer Beerdigung, denn für sie war ihr Sohn - ohne Augenlicht - wie ein Toter ohne jede Zukunft! Auch für Papa waren alle Hoffnungen dahin, die er je in mich gesetzt hatte. Oft fragten sich meine Eltern: „Was haben wir getan, dass Gott uns so straft?“

Auch wenn ich nichts erwiderte, taten mir diese Worte doch sehr weh. Denn ich selbst empfand mein Blindsein nicht als Strafe, obwohl sich für mich dadurch mit einem Schlag alles geändert hatte: Keine Schule, kein Kino, keine Filme mehr! Und was noch schlimmer war: Ich hatte beinahe alle Freunde verloren! Da ich ja nicht mehr lesen und schreiben konnte, blieb mir nur mehr das Radio, durch das ich aber vieles lernte und immer gut informiert war. Das Hören zahlreicher französischer Radiosendungen war für mich wie eine „Sprachschule“, so dass ich bald besser Französisch verstand und sprach als alle meine ehemaligen Mitschüler.

Noch etwas Wunderbares hatte meine

Erblindung bewirkt: Ich ging freiwillig wieder zum Katechismusunterricht und zur Hl. Messe, und es war mir, als hätte ich Gott nie verlassen. In freien Worten betete ich zu Ihm, obwohl mich dies niemand gelehrt hatte, und in mir brach eine unbekannte, aufrichtige Liebe zu Jesus auf. Es schien mir nun nicht mehr wie früher ewig lang, wenn Papa mich ab und zu für ein Geheimnis vom Rosenkranz ins Arbeitszimmer rief.

Damals wurde mir auch ein gläubiger Freund namens Franz geschenkt, der bei uns zu Hause half. Oft nahm er mich mit in die Kirche und las mir vor. Einmal erzählte er aus dem Leben des hl. Franz von Assisi, und spontan betete ich: „O Herr, ich möchte wie Franziskus werden! Ich will heilig werden.“ In diesem Moment, mit 13 Jahren, kam mir erstmals der Gedanke, ich könnte Priester werden. Aber wie? Das war unmöglich, ich war ja blind! Noch gut erinnere ich mich daran, wie ich damals auf der Veranda den Kopf auf den Tisch legte, herzerreißend weinte und Gott anflehte, mir das Augenlicht wiederzuschicken. Und Gott erhörte mein Gebet! Er gab mir zwar nicht die Sehkraft zurück, dafür aber eine neue Hoffnung. Durch meine Schwester, Sr. Georges-Marie, hatte ich nämlich von einer Blindenschule erfahren. Mein Vater erlaubte mir jedoch erst nach einem Jahr, sie zu besuchen, denn für ihn war dies gleichbedeutend mit: „Emmanuel wird nie mehr sehen!“, und das zu akzeptieren, war sehr schwer für ihn. Mit 15 Jahren ging ich also in die Blindenschule, und dank meines guten Gedächtnisses beherrschte ich schon nach einigen Monaten die Blindenschrift.

Ein französischer Missionar, der jede Woche für uns Schüler die Hl. Messe feierte, riet mir, als ich im Alter von 17 Jahren morgens immer sehr früh aufwachte, diese Zeit doch zum Gebet zu nutzen. Also begann ich länger und noch bewusster zu beten. Dieses intensive Gebet half mir im geistlichen Leben unbeschreiblich: Zum einen konnte ich meine Blindheit dadurch wirklich annehmen und sie nicht nur tragen, weil es nicht anders ging. Zum anderen spürte ich immer deutlicher den Ruf zum Priestertum. Aber erst 1982, vor dem Abitur, vertraute ich mich einem Jesuitenpater an, der mir aber leider erklären musste: „Du kannst als Blinder nicht

Priester werden. Kirchenrechtlich ist dies nicht möglich!“ Daraufhin sagte ich als 22-Jähriger ruhig zu Gott: „Wenn die Kirche einen blinden Priester nicht will, dann musst Du einen Weg für mich zum Priestertum finden. Dir ist doch alles möglich, Du kannst mir doch das Sehvermögen wieder schenken.“

Als ich dann in charismatischen Gebetsgruppen Zeugnisse von Heilungswundern hörte, bei mir aber nichts geschah, wenn man über mich betete, quälte mich manchmal die Frage: „Warum heilt Gott mich nicht, damit ich Priester werden kann? Habe ich vielleicht zu wenig Glaube, um geheilt zu werden?“ Aber das konnte nicht sein, denn manche Geheilte waren gar nicht so gläubig.

Da sich äußerlich nichts änderte, begann ich nach dem Abitur Marketing zu studieren und in einer Bank zu arbeiten. Ab 1986 machte ich in Paris eine vierjährige Ausbildung zum Blindenlehrer für Kinder und Erwachsene, um anschließend in meiner afrikanischen Heimat zu arbeiten. Innerlich hatte ich jedoch den Wunsch, Priester zu werden, nie ganz aufgegeben, und so war meine Freude übergroß, als ich endlich erfuhr, dass seit 1983 laut Kirchenrecht auch Blinde zur Priesterweihe zugelassen sind. Damals war mir, als gäbe mir Jesus ganz ohne Worte deutlich zu verstehen: „Deine Berufung drängt!“ Und tatsächlich verwirklichte sich mein priesterlicher Weg nun sehr schnell. Durch Delphine, eine Bekannte aus Paris, die inzwischen als Sr. Louise Marie in unserer Gemeinschaft lebt, lernte ich meine zukünftige geistliche Familie kennen. Schon beim ersten Besuch wusste ich mit einer inneren Sicherheit, die von Gott kam: „Hier ist mein Platz! Das ist mein Zuhause!“ Und bis heute konnte mir nichts und niemand diese dankbare Gewissheit nehmen!

Als ich am 8. September 1994 in Rožňava/Slowakei glücklich zum Priester geweiht wurde, waren meine Eltern leider nicht dabei. Nur drei Wochen vor der Weihe hatte Gott nacheinander meine Mutter und meinen Vater am 16. und 21.

August zu Sich geholt. Welches Geheimnis, welches Opfer und doch auch welche Gnade für mein Priestertum! Dieses Verständnis für das miterlösende Leiden durfte ich in unserer Gemeinschaft als einen der kostbarsten Schätze für mein geistliches Leben als blinder Priester kennenlernen. Nichts mehr ist sinnlos! Alles bekommt - einmal angenommen und zusammen mit Jesus getragen und aufgeopfert - unermesslichen Wert! Immer besser durfte ich in unserer Gemeinschaft verstehen, dass Gott, der nur gut ist, nicht zugelassen hätte, dass ich etwas so Entscheidendes wie das Sehvermögen verliere, wenn Er nicht mit meiner Blindheit für mich - und durch mich für andere - einen Plan hätte.

Dies erlebte ich z. B. im Frühjahr 2008 in unserer Kapelle im Priesterhaus in Rom, als ich zu einer Gruppe blinder Jugendlicher aus Wien sagte: „Blindsein ist in sich keine Gnade, sondern ein Leiden. Blindsein ist etwas sehr Schwieriges, und ich würde alles tun, um nicht blind zu sein. Würde mich Jesus aber fragen: ‚Möchtest du sehen?‘, so würde ich Ihm antworten: ‚Jesus, wenn mir das Augenlicht hilft, tiefer Deinen Willen zu tun und heiliger zu werden, dann gerne. Aber wenn nicht, dann bleibe ich lieber blind.‘ Denn es gibt eine noch viel schlimmere Blindheit: die innere Blindheit, Gott nicht zu kennen und nicht an Ihn zu glauben. Viele wissen und bemerken gar nicht, wie blind sie in ihrem Unglauben sind. Deshalb danke ich Gott, dass ich mit meinen irdischen Augen nicht sehe, dafür aber innerlich mehr und mehr sehend werde.“ Einem der Blinden halfen diese Worte so sehr, dass er ganz neu zum Glauben zurückfand.

Nicht nur einmal durfte ich auch ein stummer Glaubenszeuge sein. So sagte eine Frau einmal nach einer Hl. Messe: „P. Benoît, ich sah, mit welch lebendigem Glauben Du als Blinder die Hl. Messe gefeiert hast. Ich hingegen habe zwei Augen, die sehen, und doch glaube ich so wenig! Es ist höchste Zeit, mich zu ändern!“

Ein heilsamer Totalschaden

Unsere Sr. Gertrud Widder aus Ravensburg in Deutschland vernahm als Jugendliche immer deutlicher den sanften Anruf Gottes. Doch wollte sie davon zuerst nichts wissen und flüchtete sich ins Nachtleben, um zu vergessen. Sie erzählt selbst, wie Gott in diesem schwierigen Abschnitt ihres Lebens alles zum Guten lenkte.

Als ich daheim am Bodensee als achtjähriges Mädchen immer wieder Prozessionen um unser Bauernhaus veranstaltete und dabei vor mich hin trällerte: „Ich bin jetzt unterwegs als Missionarin, und ich will Dich, o Jesus, zu den Menschen bringen!“, dachte ich nicht, dass Gott mich einmal wirklich zu Seiner Missionarin berufen könnte. Und auch als ich dann mit 20 Jahren den Ruf Jesu im Herzen irgendwie spürte, wollte ich davon noch nichts wissen. Der Wille Gottes war ganz einfach nicht der meine, denn ich hatte nur eines im Kopf: heiraten! In meinem Leben ging es damals drunter und drüber, mein Inneres war hin- und hergerissen, voll Unfriede und rastlos. So versuchte ich um jeden Preis, die Stille zu vermeiden, ja vielmehr sie zu übertönen, indem ich fast jede Nacht mit meinem Auto unterwegs war: von Ravensburg nach Ulm und sogar bis nach Stuttgart, von einem Stammtisch und Tanzlokal zum anderen.

Obwohl ich aufgrund meines Nachtlebens beim Nachhausefahren einschliefe und nacheinander zwei Autounfälle hatte, bei denen ich wie durch ein Wunder unverletzt davonkam, änderte sich nichts an meinem Lebenswandel. Meine Freundin, die sah, wie unruhig und zerrissen ich war, lud mich ein, mit ihr nach Medjugorje zu fahren. Auch wenn ich dort von der Gnade berührt wurde und wieder sehr deutlich meine Berufung spürte, hatte ich doch Angst, dass mich ein Priester direkt darauf ansprechen könnte. Deshalb war ich, als wir Medjugorje verließen, mehr denn je entschlossen, nach meinem Willen zu leben und eine Familie zu gründen. Kaum daheim, traf ich mich gleich mit meinem Freund. Stammtisch und Disco waren wieder an

der Tagesordnung. Als ich nur drei Tage später nach einer langen Nacht und nur zwei Stunden Schlaf am Morgen zu meiner Arbeitsstelle als Hauswirtschafterin unterwegs war, kam ich im Sekundenschlaf in einer Kurve von der Fahrbahn ab und fuhr mehrere Verkehrsschilder und einen Zaun nieder, bis ich 50 cm vor einer Hauswand endlich zum Stehen kam. Alle, die den Unfall gesehen hatten, waren überzeugt: „Der Fahrer ist sicher schwerverletzt oder tot!“ Obwohl das Auto einen Totalschaden hatte, stieg ich ohne eine einzige Schramme oder Prellung aus und konnte zwei Stunden später sogar meine Arbeit beginnen! Doch während dieses dritten Unfalls hatte ich ein mir völlig unbekanntes, wunderbares Geborgensein in Gott und in Maria empfunden. Und das war schlussendlich der Moment meiner Bekehrung!

So machte ich gleich am nächsten Tag dankbar eine Wallfahrt zur Gottesmutter nach Wigratzbad und betete nach der Hl. Messe diese für mich so ungewohnten Worte, die eigentlich ein Weihegebet waren: „Muttergottes, nimm Du mich jetzt an Deine Hand und in Dein Herz. Führe Du mich jetzt, damit ich den Willen Jesu tue und nicht mehr den meinen, und damit ich dorthin gehe, wo Jesus mich haben will.“ Danach überkam mich ein unbeschreiblich tiefer Friede. Wie sehr Maria diesen kleinen, aber aufrichtigen Ausdruck des Vertrauens ernst nahm, erlebte ich dann augenscheinlich! Für mich begann ein ganz neuer Lebensabschnitt! Das Nachtleben gab mir plötzlich nichts mehr und mein Freund, der die Veränderung in mir bemerkte, trennte sich im Guten von mir.

Im Herbst 1991 fügte es die Gottesmutter, dass ich zum ersten Mal die Schwestern der Familie Mariens traf. Mutter Agnes hielt damals in unserer Gegend einen Diavortrag über die erste Sommermission der Gemeinschaft in Russland. Zum Schluss fragte sie, ob jemand Freude hätte, im Januar 1992 für sechs Wochen den Schwestern von Mutter Teresa in Armenien oder Moskau zu helfen. Spontan meldete ich mich, obwohl es eigentlich unmöglich war, in dieser Zeit Urlaub zu bekommen. Doch vertraute ich nun alle Angelegenheiten Maria an, und zu meiner Überraschung bot mir mein Chef sogar unbefristeten Urlaub an.

Weil ich zur Gottesmutter gebetet hatte: „Führe Du mich dorthin, wo Jesus mich haben möchte!“, glaubte ich, sie würde mich nun wohl zu den Schwestern von Mutter Teresa führen. Als aber unser Flug nach Armenien verschoben wurde und ich so einige Tage bei den Missionarinnen der Familie Mariens verbringen durfte, begann ich mich dort zu Hause zu fühlen. Während meines Einsatzes in Armenien hatte ich dann

viel Zeit zur Anbetung, und in diesen stillen Stunden verstand ich immer besser, dass Jesus mich in die Familie Mariens berufen wollte. Aber um ganz sicher zu sein, bat ich die Gottesmutter, mir ein Zeichen zu schenken. Und dies tat sie an meinem Geburtstag: Wegen der schlechten Verbindungen war die Telefonleitung den ganzen Tag über tot. Nur ein einziger Anruf kam durch: der Festtagsgruß der Schwestern der Familie Mariens, und mir war, als hätte mich meine Familie angerufen!

So betete ich nach meiner Rückkehr aus Armenien, am 13. März 1992, bei den Missionarinnen in Moskau die Weihe an das Makellose Mutterherz und schenkte mich endlich ganz Gott. Wie entscheidend diese schlichte Weihe in aller Verborgenheit war, sollte ich dann zu Hause erfahren: Mehrere gute Arbeitsangebote warteten auf mich, und mein Ex-Freund wollte sich wieder mit mir treffen. Doch kraft der Weihe konnte ich meiner Entscheidung treu bleiben und noch im Sommer in die Gemeinschaft eintreten.

Treue in guten und in schlechten Tagen

Sr. Gertrud erzählt ein schönes Beispiel, das zeigt, wie man jahrelange Konfliktsituationen aus der Kraft des Ehesakramentes durchtragen kann und welche unerwartet glückliche Lösung und segensreiche Auswirkungen daraus hervorgingen.

Als ich meine Eltern um Erlaubnis bat, zur Ehre Gottes über sie zu schreiben, gaben sie mir beide ihr Einverständnis: „Du kannst gern darüber schreiben, denn vielleicht kann es jemandem eine Hilfe sein, der in einer ähnlichen Situation ist.“

Im selben Jahr, in dem ich in die Gemeinschaft eintrat, wurde meine Mutter sehr krank; sie begann an starken Depressionen zu leiden. Viele unserer Bekannten rieten meinem Vater, der zu dieser Zeit als Landwirt bereits in Frührente war, er solle meine Mutter in ein Heim geben, weil

sie besonders ihm gegenüber oft böse und recht unbeherrscht reagierte. Seine Antwort jedoch blieb immer dieselbe: „Bei der Trauung habe ich meiner Frau vor Gott das Jawort in guten und in schlechten Tagen gegeben, und mit Gottes Hilfe werde ich auch jetzt in diesen schlechten Tagen meiner Lidwina die Treue halten.“

Während sieben schmerz erfüllter Jahre, in denen mein Vater viele Verdemütigungen vonseiten der eigenen Ehefrau ertragen musste, begann er in seiner inneren Not wieder mehr den

Rosenkranz zu beten und fand auch viel tiefer zu den Sakramenten. Wie viele Nächte konnte mein Vater in der ständigen Sorge um meine Mutter nicht schlafen! Wenn er mich nachts manchmal anrief, sagte er stets: „Jetzt habe ich gerade für Mama und für Euch in der Mission den Rosenkranz gebetet. Immer wenn ich den Rosenkranz bete, erlebe ich in mir solch einen Trost und die Sicherheit, dass alles wieder gut wird! Und weißt Du: Ich liebe Mama noch genauso wie früher, vielleicht sogar noch mehr!“ Weit entfernt in der Mission spürte ich, wie sehr mein Vater und meine Mutter litten, und verstand, dass ich ihnen am meisten durch das Gebet helfen konnte.

Als mein Vater dann nach sieben Jahren an einem Magengeschwür operiert werden musste und im Krankenhaus lag, geschah das völlig Unerwartete: Auf einen Schlag ging es meiner Mutter besser! Ihr Herz war plötzlich erfüllt von der Sorge um Papa, und sie dachte nur noch an die Gesundheit „ihres Willi“. Während sich in den Jahren von Mamas Depression immer nur alles um sie selbst gedreht hatte, und sie den ganzen Tag teilnahmslos im Sessel gesessen und die einfachsten Arbeiten im Haus nicht mehr verrichtet hatte, begann sie jetzt wieder die Sorgen und Nöte der anderen um sich herum wahrzunehmen.

Im ersten Moment konnte ich es vor Freude

fast nicht glauben, als ich von der Genesung meiner Mutter erfuhr. Umso ergreifender war es, als Mama einen jeden von uns demütig um Verzeihung bat. Aber nicht nur bei Papa und uns Kindern tat sie dies! Auch zu den Nachbarn ging sie und entschuldigte sich, um so jede Lieblosigkeit wiedergutzumachen. Mir erzählte sie: „In diesen sieben Jahren habe ich mich innerlich wie in einem Käfig erlebt, und jetzt kann ich gar nicht sagen, wie glücklich ich bin!“ Seit nunmehr sieben Jahren ist meine Mutter vollständig gesund. Die Liebe zwischen meinen Eltern wurde durch das Leid unvergleichlich tiefer, so dass ihr jetziger rücksichtsvoller Umgang allen auffällt, die sie kennen. Papa sagte mir vor kurzem: „Seit der Genesung von Mama ist kein einziges ‚krummes‘ Wort zwischen uns gefallen“, und Mama fügte hinzu: „Wir machen jetzt alles zusammen und können Gott nur danken für jeden Tag, den wir gemeinsam verbringen dürfen. Es braucht nicht viele Worte, und schon weiß ich, was Papa braucht!“

Die Treue meines Vaters zu meiner Mutter, die er in dieser schweren Zeit nur durch das Gebet und die Gnade des Ehesakramentes so vorbildlich halten konnte, wurde noch auf andere Weise belohnt: Im Blick auf die jetzige schöne Ehe meiner Eltern entschlossen sich zwei meiner Geschwister und auch andere aus meiner Heimat, kirchlich zu heiraten.

Ich will im Geiste des Glaubens leben.

*Alles, was auf mich zukommt,
nehme ich als Gabe des liebenden Willens Gottes an,
der aufrichtig mein Glück will.*

hl. Faustyna